

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Zu den Bildern von Rudolf Münger und einiges andere
Autor: M.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu den Bildern von Rudolf Münger und einiges anderes.

Etwas hat man dem Berner immer nachgerühmt: die besinnliche Gesäßlichkeit und den Mut zur Ausdauer, was ja das alte Bernerwort „Nume mit g'sprängt, aber geng hü!“ drastisch genug ausdrückt, und dann die stolze Freude an der eigenen Art. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die beiden großen Werke, die sich mit beispieloser Gründlichkeit und Ausdauer und soviel Liebe zur Sache um die Rettung der kostbaren Schäfe ihres Landes bemühen, aus dem Bernerland stammen, Emanuel Friedlis „Bärndütsch“ und Otto von Greycz' „Röseligarte“. Und selbstverständlich ist es, daß die beiden Werke nicht nebeneinander herlaufen, sondern recht zusammen wirken; denn wo die Liebe zur Sache ist, gibt es keinen Particularismus. So steht denn Otto von Greycz an der Spitze jener Kommission, die vor Jahren den Plan zu dem großartigen Unternehmen fasste, das bernische Volkstum im Spiegel seiner Sprache und im Rahmen einzelner Gemeinden darzustellen, und die nun fortwährend Emanuel Friedlis Arbeit unterstützt, und anderseits läßt sich der Herausgeber des Röseligarten gelegentlich gern von dem in seinem Gebiet nun schon völlig eingewurzelten Verfasser des „Bärndütsch“ beraten. Und beider Werke hat sich derselbe Verleger angenommen, mit feinem Verständnis und einer nicht gewöhnlichen, bis zur Opferfreudigkeit gesteigerten Selbstlosigkeit, Alexander Franche, dem in diesen Tagen in Anerkennung seiner Verdienste um die schweizerische Literatur von der Berner Hochschule der wohlverdiente Ehrendoktor verliehen wurde. Schließlich aber ist es derselbe Künstler, der seine holdenständig gründliche Kunst in den Dienst der beiden Unternehmungen stellte, Rudolf Münger. Und wie er dies getan, ist bezeichnend sowohl für die beiden Publikationen wie für Müngers verständnisvolle Einfühlung.

Emanuel Friedlis „Bärndütsch“ ist ein wissenschaftliches Werk (eigentlich wundert man sich, daß es die theologische und nicht die philosophische Fakultät ist, die den unermüdlichen Sprachforscher mit dem Doktorhut h. c. betraute); aber wenn einer jahrelang ununterbrochen in intimster Beziehung zum Volke lebt, ganz durchglüht von dem Willen, dieses Volk in seinem innersten Wesen zu erfassen, so ist es nicht anders möglich, als daß die Wissenschaft, ganz durchsetzt vom blutwarmen Leben, alles das verliert, was sie spröde macht und unzugänglich. So ist es den drei bis jetzt erschienenen Bänden ergangen, die in der Repräsentanz von Lüthelshū, Grindelwald und Guggisberg drei charakteristische Teile des Bernerlandes darstellen, es sind Bücher voll lebendiger Gegenwart, darin nicht allein die Sprache, sondern das Volk in seinem ganzen Leben uns nahegebracht wird. Und wer da etwa meint, Friedlis „Bärndütsch“ gehöre auf das nüchterne Kunstsregal der Lexica, irrt sich. Es ist ein Buch, darin man liest mit Spannung und oft mit hellem Entzücken, und für Schweizer in der Fremde muß es ein ganz köstliches sein —

wenigstens für die mit der Möglichkeit der Heimkehr. Den andern mag es bös ans Herz greifen; denn die Heimat schaut einen aus diesen Blättern mit so seltsam eindringlichen Augen an, daß es sogar schon einem Berner im Zürichbiet dabei heillos weichmütig werden kann.

Nicht als Texschmuck, sondern als Textergänzung hat Münger die Illustration dieses Werkes aufgefaßt. Wie Friedli ist er ausgezogen in jene Landesteile und hat sich im traulichen Verkehr mit der Bevölkerung als Porträtiß ihrer habhaft gemacht. Einige der farbigen unter diesen Porträten (die drei Bände enthalten deren neben ca. fünfhundert Naturaufnahmen und Skizzen anderer Provenienz über hundert) geben wir hier wieder. Wenn wir aber in unserer früheren Müngernummer versprochen, ein andermal noch von dem Porträtiß zu reden, so sehen wir uns angesichts dieser Bilder, die wir um einige unveröffentlichte vermehrt haben, unserer Aufgabe fast entthoben, eigentlich dürfte sie sich reduzieren auf den Imperativ an den Leser: „Schau dir die Sache recht an!“

Man soll sich hineinschauen in diese grundechten, unverblümten Bildnisse, die einem auf alle Fragen nach dem Wesen ihrer Urbilder so treuerzig Antwort geben. Man lasse sich von dem neunjährigen Emmentalerbuben (S. 568) die Geschichte seines währschaften, schon verantwortungsvollen kleinen Lebens erzählen, und wenn etwa einer noch nicht weiß, daß es unter der alteingesessenen Bauernsasse auch eine Aristokratie gibt, so betrachte er sich die vornehme Emmentalerin im Feierkleid (S. 569). Oder wer etwa Worte wie „bäurische Grazie“ und „bäurische Eleganz“ als eine Contradictio in adiecto empfindet, der nehme sich das Bild des ammutsvollen Kindes „Bärbluest“ (S. 564) zu Herzen oder der schon



Rudolf Münger, Bern.

Selbstbildnis (1911).

fast chiken Grindelwaldnerin „im Redli“ (erste Kunstbeilage)! Man fühlt es, wie gerecht Münger in seinen Bildnissen ist, wie er jedem das Seine gibt und alles ohne Verschönerung, mit einer nüchternen Grauthit, aber so, daß wir uns der Persönlichkeit gleich nahe fühlen. Das gilt nicht allein von den Bauernporträts, die den Text des „Bärndütsch“ so trefflich interpretieren, sondern überhaupt von Müngers Porträt — einzig der linear sehr schönen Bildnisfazette von Otto v. Greycz (S. 573) möchte man vielleicht ein wenig mehr Rinn und Kraft, ein wenig mehr Malice und Feuer gönnen; dafür ist das Bild von dessen Gattin (S. 572) mit der ungemein feinen und charakteristischen Neigung des Kopfes ein rechtes Meisterstück.

Eine ganz andere Aufgabe als Friedlis Werk stelltte der „Röseligarte“ an den Künstler. Hier handelte es sich nicht um möglichst wirklichkeitsgetreue und „zuverlässige“ Illustrationen des Tatsächlichen, sondern um einen schönen und sinnvollen Schmuck des Textbildes, also in erster Linie eine dekorative Aufgabe. Und Münger hat sie in einer ganz besondern Weise behandelt, die man mit keinem als eben mit dem Worte „müngerisch“ charakterisieren kann, wobei man sich so etwas



Rudolf Münger, Bern.

Bildnis von Frau Dr. O. v. S.

wie die Verschmelzung der drei Begriffe: sinnvoll, schmuckhaft und lebenswahr mit der Tönung ins Schweizerisch-Bernische denken möchte.

Wer vor vier Jahren, beim Erscheinen des ersten Bändchens der von Otto von Greycer herausgegebenen und kommentierten Volksliedersammlung „Im Röseligarte“ über diese Publikation schrieb, mußte schon recht weit ausholen und Herder, Goethe und die Arnim und Brentano zitieren, um dem Leser klarzumachen, was es heißen will, wenn einer dem Volke seine eigensten Schätze wieder zuführen und ihm halb und ganz Verlorenes wieder schenken will. Und er mußte gründlich sein und darauf hinweisen, daß Otto von Greycer nicht nur ein kritisch feiner Literarhistoriker sei und ein intimster Kenner schweizerischen Volkstums, sondern auch ein echter Dichter, von dem man also trotz der wissenschaftlichen Genauigkeit vor allem etwas Schönes und Herzergreifendes zu erwarten habe. Heute kann man sich derlei Worte

sparen. Das Publikum braucht nicht mehr gewonnen zu werden. Der Name des Röseligartens klingt, es hat sich bereits ein Komplex von lieben und besondern Vorstellungen darum gebildet. Wenn man ihn in Zürich nennt, so denkt man zunächst an einen wundervollen Abend in der Tonhalle: Die Türen des großen Saales stehen offen — denn auch die anliegenden Räume sind auf den letzten Platz besetzt — und diese gewaltige Menschenmenge lautlos und völlig gebannt, erst durch die feinen zündenden Worte des Dichters, der alle Schönheit und innigen Wunderlichkeiten unserer Volkslieder durchempfunden und sie uns neu geschenkt hat, dann durch diese Lieder selbst, die im Vortrag eines ausgewählten Chores und des durch seine grandiose Schlichtheit überwältigenden Piet Deutsch ans Herz dringen und alle Stimmen des Innern wecken. Und man denkt daran, wie seit jenem Abend die Lieder wieder durchs Haus ziehen und daß die fünf Bändchen schon ganz abgegriffen sind. Und solch verblätterte Bändchen kann man nun allenthalben finden im Land; aber die Jungen, die Halbwüchsigen, die greifen schon wieder weniger darnach, die haben die alten, lange verlorenen Lieder allbereits wieder in der Kehle. Das aber ist der große Erfolg des Röseligartens, daß er verlorenes kostbares Gut uns wieder zu eigen gab, und der Erfolg wird wachsen, lawinenartig, besonders, wenn kommendes Jahr die musikalisch arrangierte und instrumentierte Ausgabe (für Klavier und Gitarre) erscheint, wodurch der „Röseligarte“ erst eigentlich den Vereinten und Schulen erschlossen wird und wobei auch stumm gewordene Lieder in der verständnisvollen Komposition von Gottfried Bohnenblust wieder zum Leben erwachen sollen ... Aber mit dem Röseligarten haben sich allenthalben auch Müngers Illustrationen eingebürgert. Zunächst geben sie sich rein dekorativ, in der

derben Art alter Holzschnitte das Druckbild schmückend, wer sie aber genau kennt, weiß, wie fein und treffend sie das geschmückte Wort begleiten und wie unaufdringlich, aber überzeugend sie das Historische und Schweizerische unterstreichen. Acht Proben geben wir hier wieder: ein romantisches Bild, eins aus feudaler Zeit, aus dem achtzehnten Jahrhundert eins, ein biedermeierliches, zwei bäurische, ein Kinder- und ein Weihnachtsbild und überlassen es dem Leser, ein jegliches nach seinem künstlerischen und persönlichen Gehalt zu erforschen. Er wird selbst herausfinden, wie hübsch jeweilen die charakteristische Note des Liedes, Stimmung, Ereignis oder Pointe, in Müngers Zeichnung nachklingt; denn wir hoffen, daß die den Bildchen dekorativ glücklich beigefügten Anfangsworte beim Leser gleich tönen und dem fortlaufenden Text rufen werden. Bei wem das aber nicht zutrifft, der möge sich unverzüglich diesen kostlichen Hausschatz zulegen, ansonst wir ihn nicht allein einen schlechten Schweizer, sondern auch einen betrübten Kunstmäzen zu nennen nicht unterlassen können.

M. W.

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle).

(Schluß).

So recht als Gegenstück zu Federers Lieblingen, der herzensklaren, begeisterungsfülligen Jugend, die auch im „Pilatus“ wieder zu ihrer Geltung kommt, erscheinen die beiden jugendliden Helden des neuesten Romans von Paul Jäg¹). Es ist zweifellos, daß wir hier das formell ausgegliedteste, bestgebaute Werk des hochbegabten Dichters vor uns haben. Zwar ist es dieselbe heimatnahe, bisweilen zu fast deflamatorischem Ueberschwang gesteigerte, trotz dem starken Arbeiten mit Abstrakta merkwürdig bildkräftige Sprache, die wir

von früher her kennen, und auch stofflich steht dieser Roman, der uns wieder den werdenden Menschen in der Umstrukturung trüber und niederziehender Gewalten zeigt, den früheren nahe; aber die Fäden der Komposition sind straffer gespannt, die Handlung folgerichtiger, und eine oft hinreizende Unmittelbarkeit der Darstellung macht sich geltend. Dagegen scheint uns diese Jugendgeschichte in mancher Beziehung an retrospektiver Verzeichnung zu leiden. Einmal in etwas mehr Neuerlichem: die übermäßig betonte soziale Bewertung unter Gymnasiasten entspricht doch wohl einer Rückprojektion der Verhältnisse des reifen und erfahrenen Lebens in diese junge

¹⁾ Die Brüder Moor, eine Jugendgeschichte. Leipzig, Verlag von Gideoni Karl Sarasin (1912).